

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 9

Artikel: Vom Bier

Autor: H.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man stelle sich vor, es trate das ein, was der nationalsozialistisch empfindende und denfende Schriftsteller Jakob Schaffner prophezeit. Von der Stadt Freiburg an der Saane bemerkt er nämlich lakonisch: „Heute ist sie ein Vorort des französischen Wesens . . . Sie hat noch Geschichte vor sich, weil um sie gekämpft werden wird.“ Ja, er geht weiter und behauptet, die Westschweizer seien eigentlich französisch reidende Germanen, sie mögen lange Frankreich als ihre geistige Heimat betrachten; das wiege gegenüber „der blutmähigen tiefen Ureinheit“ nicht viel, „wie überhaupt nicht der Unterschied ausschlaggebend“ sei, sondern die Gemeinschaft. (Diese Überbetonung der blutmähigen Verwandtschaft und das Ableugnen der Bedeutung der tatsächlichen Unterschiede, ist natürlich Tendenz, unerlaubter Kunstgriff. Mit ihm vermag man alles auseinanderzureißen, was zusammengehört, und alles aneinanderzuketten, was sich in Wirklichkeit flieht.) Man kann sich denken, ob sich Frankreich der nationalsozialistischen Charakterisierung der Westschweizer anschloße. Aus dieser Gegensätzlichkeit der Betrachtungsweisen und — des Machtstrebens — ergäben sich periodische Kämpfe um ein neues Elsaß-Lothringen. Wir ersparen sie Europa, wenn wir die Unabhängigkeit unseres Landes wahren. Wir leisten einen Beitrag zu seiner Befriedigung oder vielleicht besser, wir helfen eine Vermehrung der Reibungs- und Kriegsgelegenheiten vermeiden. Es verhält sich wirklich so, wie unsere völkerrechtlich verankerte Neutralitätsurkunde vom 20. November 1815 bemerkt: „Die Mächte . . . anerkennen . . . daß die Neutralität und Unverletzbarkeit der Schweiz, sowie ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß dem wahren Interesse aller europäischen Staaten entspreche.“

Mit andern Worten, indem wir unser nationales Interesse verteidigen, wahren wir zugleich das internationale. Wer den Rechts- und Friedensgedanken für heilsamer hält als das ungezügelte Streben nach Macht, muß alles einsehen und einsehen wollen, um die Unabhängigkeit unseres Staatswesens aufrecht-

zu erhalten. Als Bestandteil irgend einer Großmacht würden wir fogleich zum Werkzeug einer mehr oder weniger imperialistischen Politik. Unsere Wehrpflicht würde künftig nicht mehr einige Monate, sondern einige Jahre betragen. — Man erinnere sich an die Zeit Napoleons. Nach Russland mußten 9000 Schweizer mitziehen; von diesen blieben höchstens 700 am Leben.

Wir sind aufgerufen, uns im Sturm der Zeit zu bewahren. Sich täuschen lassen, ist heute eine Sünde gegen das Vaterland, und nicht Opfer bringen wollen und die augenblicklichen materiellen Interessen, z. B. etwa die des Handels, denen unserer Unabhängigkeit voranzustellen, wäre Verrat an ihm, gleichgültig wen es beträfe.

Selbstverständlich gibt es auch in unserem Lande manches Bedenkliche. Im gegenwärtigen Augenblick zeigen wir aber ganz entschieden dazu, dieses in völlig falschen Proportionen, nämlich stark vergrößert zu sehen. Einen alßäßlichen Gegner freut das. Wenn man Staaten nur unter der Bedingung verteidigen wollte, daß keine ihrer Anhörigen etwas auf dem Kerbholz hätten, müßte man sie allesamt untergehen lassen. Das soll niemanden entschuldigen. Wer z. B. Anlaß zu Misstrauen gibt, etwa durch Geschäftsmacherei oder mangelnde Verständigungsbereitschaft, mag sich klar machen. Dem Misstrauen entspringt leicht die fixe Idee, mit den zur Zeit Maßgebenden und der geltenden Ordnung sei überhaupt und grundsätzlich nichts zu wollen. Nehmen Misstrauen und Misvergnügen überhand, sie mögen noch so übersteigert sein, so kann auch ein gesundes Staatswesen zugrunde gehen. Innenpolitische Enttäuschungen nicht heraufzubeschwören, andererseits wo sie sich doch einstellen, mit ihnen fertig zu werden, gehört mit zu den Obliegenheiten des Landeschutzes. Verstimmungen, auch berechtigte, ja selbst entschiedene Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten dürfen uns in bezug auf unsere Hauptaufgabe keinen Augenblick beirren.

Im übrigen ist es heute wohl gut, sich an frühere Krisen- und Gefahrenzeiten zu erinnern.

Vom Bier

Es ist heute wenig mehr bekannt, daß das Bier in früheren Zeiten, vor Tausend und mehr Jahren, bei uns ein tägliches Nahrungsmittel war. Sowohl die Kelten wie die Alemannen, die in vorgeschichtlicher Zeit unsere Gegenden besiedelten, kannten und schätzten es. Die erste Nachricht über das Bier in der Schweiz wird uns von einem Mönch aus dem Jahre 640 überliefert. In einer Lebensgeschichte des Heiligen Coluimbam, des Heidenapostels, der die Alemannen zum Christentum bekehrte und später bei uns hohe Verehrung genoß, berichtet uns jener Mönch, wie der Heilige in der Gegend des oberen Zürichsees missionierte. Einstmals sei er eben dazugekommen, wie die heidnischen Alemannen ihrem Gott ein Opfer darbringen wollten. Sie hatten ein großes, wohlverspundetes Fäß mit frischgebräutem Bier aufgestellt, und auf die Frage Columbans, was sie da machen, hätten sie ihm geantwortet, sie brächten ihrem Gott Wotan ein Opfer dar. Wie er aber dies vernommen, sei er zornig geworden, habe das Fäß angeblasen und siehe da — es zerbarst mit Krachen in viele Stücke, sodass alles Bier augenblicklich auf der Erde zerfloss. Damit erwies sich, so berichtet uns der fromme Mönch, daß der Teufel in dem Fäß verborgen gewesen sei, der durch das unheilige Getränk die Seelen der Opfernden habe verführen wollen. Wie die heidnischen Alemannen das sahen, staunten sie und sprachen, Columban habe fürwahr einen starken Atem, daß er ein festgefügtes Fäß also mit seinem Hauch zertrümmern könne. Er aber predigte ihnen das Evangelium, und hieß sie von ihrem heidnischen Brauch abzulassen und dem wahren Gott zu glauben. Viele seien damals durch die Predigt des heiligen Mannes überzeugt und zum

Christentum bekehrt worden. So schrieb vor 1300 Jahren jener fromme Mönch und Schüler des Heiligen.

Aber recht bald haben auch die Kleriker und Mönche das Bier als Labetrank schäzen gelernt. Im berühmten Bauplan des Klosters St. Gallen, der im Jahre 820 gezeichnet worden war, finden wir nicht weniger als drei verschiedene, vorzüglich eingerichtete Brauereien vor: eine für vornehme Reisende (denn die Klöster waren damals zugleich Gasthäuser und Herbergen), eine für Pilger und arme Reisende und eine dritte für die Klosterbrüder selbst. Jede bestand aus einem Sudhaus mit vier Defen und vier Braukesseln nebst einem anschließenden Gärraum. Es scheint, daß man damals schon Bier von verschiedener Qualität gebraut hat. Eine groß angelegte Mälzerei soll nach den gleichzeitigen Aufzeichnungen in der Klosterchronik Platz für 100 Mäster Getreide gehabt haben.

Das Bier war in jener Zeit des frühesten Mittelalters noch allgemein verwendetes Hausgetränk. Wie das Bäcken gehörte auch das Brauen zu den selbstverständlichen Hausarbeiten. Auf den kaiserlichen Gutshöfen zur Zeit Karls des Großen, deren es in unseren Gegenden viele gab, war das Bäck- und Brauhaus eine unbedingt notwendige Einrichtung. Im Brauhaus mußte die Braupfanne jederzeit bereit sein und der Gutsverwalter hatte stets einen Vorrat von Malz zu halten, damit rechtzeitig gutes Bier gebraut werden konnte, wenn der Besuch hoher Gäste in Aussicht stand. Bier und Malz gehörte zu den immer vorrätigen Lebensmitteln, ebenso gut wie geräuchertes und eingepökeltes Fleisch, Speck, Käse, Mehl usw.

Leichtes Bier aus heimischem Getreide, in primitiver Weise im Hause gebraut, war das nationale Getränk im großen Frankenreiche, zu dem früher auch unsere Gegend gehörte.

Im Verlauf der späteren Jahrhunderte kam das Bierbrauen immer mehr außer Brauch. Wir vernehmen noch, daß Hopfen angebaut wurde, und man daher im 12. Jahrhundert schon Hopfenbier gebraut haben muß, während früher das Süßbier mit allerhand Gewürzkräutern, Wachholderbeeren, bitteren Wurzeln, ja sogar mit Eichenrinde gewürzt wurde. Weil aber das Bier gar leicht schlecht und sauer wurde und ein Sud verdarb, wenn er nicht mit Kunst und Umsicht gebraut worden war, und nicht zuletzt wohl auch weil man verlernt hatte ein kräftiges Bier zu brauen, kam das alte Getränk in Vergessenheit. Umso mehr als der Wein, dessen Anbau und Pflege immer größere Bedeutung gewann, dem Bier den Rang streitig machte. In einem Becher Wein sei mehr Kraft enthalten als in vierundvierzig Bechern Bier, so spottete ein deutscher Dichter zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

In Zeiten von Mangelwachs oder gar von Hungersnot verbot man das Brauen von Bier, weil alles Getreide als Brotfrucht verwendet werden mußte. Dagegen ließ man dem billigeren, dauerhaften und lagerbeständigen Wein alle erdenkliche Förderung angedeihen. So kam es, daß der Wein als Volksgetränk die Stelle des Bieres einnahm, und daß man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Schweiz überhaupt kein Bier mehr braute.

Wandernde Handwerksburschen und Flüchtlinge, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unser vom Kampf und Verwüstung verschontes Land aufsuchten, machten die Kunst des Bierbrauens in unseren Gegenden wieder heimisch. Und zwar waren es zuerst die Färber, deren Werkstätten mit den großen Sudbottichen wohl geeignet waren, ausnahmsweise Bier darin zu brauen. Was für ein Bier dieses Färberbier aber war, darüber gibt uns die Geschichte keine Auskunft. Als im Jahre 1639, also vor genau 300 Jahren, die Färber an der Matte in Bern „sich hatten gelusten lassen etwas Biers zu breißen“, da fanden es die Gnädigen Herren nur für recht und billig, daß auch sie beim Verkauf ihres Gebräus eine Getränkesteuer abzuladen hätten, wie dies beim Weinverkauf seit Jahrhunderten schon üblich war. Gegen das Brauen selbst hatten sie nichts einzuwenden, und bereits im Jahre 1641 erteilten sie einer Brauerei an der Matte die obrigkeitliche Konzession „Bier zu brüßen“.

Im Jahre 1688 errichtete der Gründer und Organisator des bernischen Postwesens, Beat Fischer, eine Brauerei auf seinem Schloßgut zu Reichenbach, nicht zuletzt wohl um den bairischen Postknechten, die in seinen Diensten standen, den täglichen Labortrank nicht vorzuenthalten. Es ist dies wohl die älteste, heute noch bestehende Brauerei in der Schweiz.

1768 bestanden im alten bernischen Kantonsgebiet — das vor 1798 auch die Waadt und den Aargau umfaßte — insgesamt 14 Brauereien, drei in der Stadt Bern, drei in Aarau und drei im Murtenamt, zwei in Morges und je eine in Reichenbach, Burgdorf und Thun. 1785 wurde das Bierbrauen wie der Bierausschank ein konzessionspflichtiges Gewerbe. Ohne eine vom

Rat erteilte Konzession durfte von nun ab keine Brauerei mehr errichtet werden. Während der Revolutionszeit von 1798 fiel diese Gewerbebeschränkung aber mit der Proklamation der Gewerbefreiheit dahin. Es entstanden eine große Zahl kleiner Brauereien; doch hatten diese kleinen, meist mit einer Binnengewerbe verbundenen Brauereien keine große Lebensdauer. 1836 existierten im heutigen Gebiet des Kantons Bern 21 Brauereien, sechs in der Stadt Bern selbst, je zwei in Burgdorf, Delsberg und Bruntrut, je eine in Steffisburg, Thun, Biel, Sonvillier, Tramlingen, Laufen, Ins, Bellalay und Langenthal. Es waren ausschließlich kleingewerbliche Betriebe, die nur saisonmäßig, d. h. in der kühleren Jahreszeit im Frühjahr und Herbst Bier brauen konnten, weil die Lagerung, vor allem die Kühlung damals noch unbekannt war. Noch immer war das Hauptgetränk der Bevölkerung der Wein und — Schnaps. Das Bier galt auch in den Städten als Luxusgetränk, — das heißt, wenn es gut war. Häufig jedoch war es schlecht. Die Einrichtungen der Brauereien waren noch mangelhaft, das Gebräu bei dem langsamem oder stockenden Absatz vielfach dem Verderben ausgesetzt, sodaß faulenes Bier, besonders wegen Mangel an guten kühlen Kellern, durchaus keine Seltenheit war.

Als eine Folge von schlechten Weinjahren, und ganz besonders verursacht durch weitverbreitete Weinfälschereien, nahm in den 60er Jahren der Bierkonsum einen größeren Umfang an. Das Biertrinken wurde Mode und hat wahrscheinlich mehr noch als alle die vielen wohlgemeinten Aufklärungen gegen die Schnapsgefahr dazu beigetragen, die unheimliche und verderbend bringende Schnapspest zu verdrängen (damals kamen auf den Kopf der Bevölkerung noch annähernd 10 Liter Schnaps!).

Die Brautechnik nahm einen ungeahnten Aufschwung. Die Einfuhr ausländischen Bieres in die Schweiz stieg mächtig, aber auch das einheimische Gewerbe begann sich rasch und zunehmend zu entwickeln und schließlich zu einer eigentlichen Industrie auszubilden.

Während es 1836 im Kanton Bern 21 Brauereien gab, zählte man 1883 deren 57. Während die Produktion stetig zunahm, sank zugleich die Zahl der Betriebe, von den 57 im Jahre 1883 existierten im Kanton Bern heute noch deren 8. Ein unerbittlicher Konkurrenzkampf auf dem Absatzmarkt verbunden mit immer höher gesteigerten Anforderungen an die Produktionstechnik und die maschinellen Einrichtungen ließen die kleineren, weniger leistungsfähigen Betriebe in den Rückstand kommen und nach und nach verschwinden. Heute besitzen wir in der Schweiz eine höchst leistungsfähige, modern ausgebauten Brauereiindustrie, deren Produktionskapazität noch lange nicht voll ausgenutzt ist und die sich daher auch weit höher gesteigerten Ansprüchen noch gewachsen zeigt.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich die Bierbrauerei vom hauswirtschaftlichen und kleingewerblichen Betrieb durch den Aufschwung der Technik und durch ständige fortschrittliche Verbesserungen zu einem bedeutenden schweizerischen Industriezweig entwickelt. Die schweizerische Brauerei-Industrie gehört heute zu den einflußreichsten und bestorganisierten Produktionszweigen unserer nationalen Volkswirtschaft.

H. S.

Aus den Anfängen der Gurtenbrauerei

Da, wo jetzt am Hang des Gurten unterhalb der Burdi die Brauerei zum Gurten steht, war vor 75 Jahren noch ein Sandsteinbruch, das sogenannte Steinbrühe-Heimwesen. Im Herbst des Jahres 1862 ging es für 17,500 Franken in den Besitz eines Bauernsohnes über. Der kam aus Bolligen, hatte einige Jahre zuvor den väterlichen Bauernhof verkauft, war nach München gegangen, um dort das Bierbrauen zu lernen, und begann nun, im Frühjahr 1863, in diesem Steinbruch die ersten Einrichtungen

zu treffen, um hier die in der Fremde erlernte Kunst des Brauens auszuüben. Er hieß Johann Jucker und verstand sein Handwerk so gut wie sonst einer der zahlreichen Brauer, die damals im ganzen Land herum ihre Kleinbetriebe führten. Was ihn aber rasch auszeichnete und in die Höhe kommen ließ, war die glückliche Wahl des Standortes seines Unternehmens: die schattige Lage und die tiefen kühlen Keller, die er zum größten Teil durch Buchthäusler, die damals noch zu solchen Arbeiten vermie-